

Nr. 300. Bromberg, den 29. Dezember 1936

Der Schneesturm

Novelle von Graf Leo N. Tolstoj.

Gegen sieben Uhr abends verließ ich, nachdem ich Tee getrunken, die Poststation, deren Name mir entfallen ist; ich weiß nur, daß es im Gebiete der Donschen Kosaken, irgendwo in der Nähe von Nowotscherkask war. Als ich mich, in Pelz und Wagendecke gehüllt, neben Aljoschka in den Schlitten setzte, war es schon dunkel. Hinter dem Stationsgebäude schien es warm und windstill. Obwohl es gar nicht schneite, war oben kein einziger Stern zu sehen, und der Himmel schien im Vergleich zu der weißen Schneefläche, die vor uns lag, ungewöhnlich tief und schwarz.

Als wir die dunklen Silhouetten der Windmühlen, von denen die eine unbeholfen ihre großen Flügel bewegte, und das Dorf hinter uns hatten, bemerkte ich, daß der Weg beschwerlicher und schneereicher wurde; der Wind begann mir heftiger in die linke Seite zu blasen, die Mähnen und die Schweife der Pferde auf die Seite zu wehen und den von den Kufen und Hufen aufgewühlten Schnee trotzig emporzuwirbeln und davonzutragen. Das Schellengeläute klang leiser, ein kalter Luftstrom drang mir durch irgend eine Öffnung im Ärmel in den Rücken, und ich mußte an den Rat des Stationsvorstehers denken, die Reise lieber aufzugeben, um nicht die ganze Nacht ohne Weg umherzuirren und vielleicht noch zu erfrieren.

„Daß wir uns nur nicht verirren“, sagte ich zum Fuhrknecht. Da er mir aber keine Antwort gab, stellte ich meine Frage deutlicher: „Werden wir die Station erreichen, Kutscher? Werden wir uns nicht verirren?“

„Gott weiß“, gab er mir zur Antwort, ohne den Kopf zu wenden. „Sie sehen ja selbst, was für ein Gestöber aufsteigt, vom Wege ist nichts zu sehen. Herrgott!“

„Sage mir doch lieber, ob du mich zur nächsten Station zu bringen hoffst oder nicht?“ fragte ich weiter. „Werden wir hinkommen?“

„Wir werden wohl hinkommen müssen“, sagte der Fuhrknecht; er sprach noch weiter, ich konnte ihn aber im Winde nicht verstehen.

Ich hatte keine Lust umzukehren; doch auch die Aussicht, die ganze Nacht bei Frost und Schneesturm in diesem Teile des Donschen Kosakenlandes, einer völlig nackten Steppe, umherzuirren, schien mir wenig verlockend. Außerdem gefiel mir mein Kutscher nicht recht, obwohl ich ihn im Finstern nicht genau sehen konnte, und ich hatte zu ihm kein Vertrauen. Er saß genau in der Mitte des Bockes und nicht seitwärts, wie Kutscher sonst zu sitzen pflegen; er war von übermäßigem Wuchs, seine Stimme klang träge, und auf dem Kopfe hatte er keine richtige Kutschermütze, sondern eine ihm viel zu große, die immer hin- und herrutschte; auch kutschierte er nicht auf die richtige Art: er hielt die Zügel mit beiden Händen wie ein Lackai, der aushilfsweise die Stelle des Kutschers vertritt; doch der Hauptgrund meines Mißtrauens war, daß er sich ein Tuch um die Ohren gebunden hatte. Mit einem Wort, der ernste gekrümmte Rücken, der vor mir ragte, wollte mir nicht gefallen und verhieß mir nichts Gutes.

„Ich bin dafür, daß wir umkehren“, sagte Aljoschka, „es ist gar nicht so lustig, sich in der Steppe zu verirren!“

„Gott im Himmel! Dieses Schneegestöber! Ich kann den Weg nicht sehen, der Schnee hat mir die Augen verklebt ... Gott im Himmel!“ brummte der Fuhrknecht.

Wir waren noch keine Viertelstunde gefahren, als der Fuhrknecht die Pferde halten ließ, die Zügel Aljoschka übergab, die Beine mit großer Mühe aus dem Schlitten herauszog und sich auf die Suche nach dem Wege machte; unter seinen schweren Stiefeln knirschte der Schnee.

„Was gibts? Wo gehst du hin? Haben wir etwa den Weg verloren“, fragte ich; der Fuhrknecht aber gab mir keine Antwort: er hielt den Kopf vom Winde, der ihm die Augen peitschte, weggewandt und entfernte sich vom Schlitten.

„Nun? Hast du den Weg gefunden?“ fragte ich, als er zurückgekehrt war.

„Nein, nichts“, sagte er unwirsch und ärgerlich, als ob ich schuld daran wäre, daß er den Weg verloren hatte; er steckte die Beine wieder langsam in den Vorderteil des Schlittens und ergriff mit seinen hartgefrorenen Handschuhen die Zügel.

„Was werden wir nun tun?“ fragte ich, als der Schlitten sich wieder in Bewegung gesetzt hatte.

„Was sollen wir tun! Wir werden aufs Geratewohl weiterfahren.“

Nun fuhren wir in kurzem Trab weiter, offenbar ganz ohne Weg, bald über tiefen Pulverschnee, in dem der Schlitten zu einem Viertel versank, bald über eine spröde nackte Eisdecke.

Obwohl es recht kalt war, schmolz der Schnee auf meinem Mantelkragen sehr rasch; das Gestöber über der Erde wurde immer stärker, und von oben begann es einzelne trockene Flocken zu schneien.

Es war klar, daß wir Gott weiß wohin fuhren, denn als wir auch noch eine weitere Viertelstunde gefahren waren, hatten wir keinen einzigen Werstpfahl gesehen.

„Nun, was glaubst du“, fragte ich wieder den Kutscher, „werden wir die Station erreichen?“

„Welche Station? Zurück werden wir wohl kommen können, wenn wir die Pferde frei laufen lassen, sie werden uns schon zurückbringen; doch auf die nächste Station werden wir kaum kommen ... Wir werden dabei höchstens den Tod finden“.

„Wir wollen dann doch lieber umkehren“, sagte ich. „Was sollen wir auch riskieren ...“

„Soll ich umkehren?“ wiederholte der Kutscher.

„Ja, gewiß, kehre nur um“.

Der Kutscher ließ die Zügel los. Die Pferde begannen schneller zu laufen, obwohl ich gar nicht gesehen hatte,

wie wir umgekehrt waren, merkte ich doch, daß der Wind auf einmal von einer anderen Seite blies; bald konnte ich schon durch das Schneegestöber hindurch die Windmühlen erkennen. Der Kutscher faßte neuen Mut und wurde gesprächig.

„Neulich fuhren sie mit Retourschlitten von der anderen Station in solchem Schneesturm heim; sie mußten in Heuschobern übernachten und kamen erst am Morgen nach Hause. Es war noch ein Glück, daß sie auf die Heuschober stießen, denn sonst wären sie wohl alle erfroren — der Frost war stark. Dem einen sind auch wirklich die Beine erfroren; nach drei Wochen ist er daran gestorben."

„Jetzt ist es aber gar nicht so kalt, auch der Sturm hat sich etwas gelegt", sagte ich. „Werden wir vielleicht doch weiterfahren?"

„Warm ist es schon, doch der Schneesturm! Weil wir jetzt zurückfahren, scheints uns nicht so arg; es stürmt aber ordentlich! Ich würde schon weiterfahren, wenn ich einen Kurier zu fahren hätte, oder auf eigene Gefahr . . . So kann mir aber der Fahrgast erfrieren, und das ist beileibe kein Spaß! Wie kann ich für Euer Gnaden die Verantwortung tragen?"

II

In diesem Augenblick erklang hinter uns das Schellengeläute mehrerer Troikas, die uns rasch einholten.

„Es ist die Glocke der Kurier-Troika", sagte mein Kutscher, „es gibt auf der ganzen Station nur ein solches Geläute."

Das Geläute der vorderen Troika, das im Winde deutlich wahrnehmbar war, klang wirklich außerordentlich schön: es war ein reiner, tiefer, etwas klirrender Ton. Wie ich später erfuhr, war dieses Geläute eine besondere Liebhaberei des Posthalters: es waren im ganzen drei Glocken — die größte in der Mitte mit dem sogenannten tiefroten Ton, und zwei kleinere, die auf eine Terz abgestimmt waren. Der Klang dieser Terz und der klirrenden Quinte klang in der wüsten, leeren Steppe wunderbar schön.

„Es ist die Post", sagte mein Kutscher, als die erste der drei Troikas uns eingeholt hatte. „Wie ist der Weg? Kann man fahren?" rief er dem Fuhrknecht in der letzten Troika zu; jener schrie aber nur auf seine Pferde und gab meinem Kutscher keine Antwort.

Kaum hatte die Post uns überholt, als auch das Schellengeläute schnell im Winde verhallte.

Mein Kutscher schämte sich wohl ein wenig.

„Wollen wir doch weiterfahren, Herr?" sagte er. „Die Leute sind eben vorbeigefahren, und ihre Spur ist noch frisch."

Ich stimmte zu; wir wendeten wieder gegen den Wind und schleppten uns durch den tiefen Schnee weiter. Ich blickte immer von der Seite auf den Weg, um die Spuren der Troikas nicht zu verlieren. Etwa zwei Werst waren die Spuren gut sichtbar; dann konnte ich nur eine leichte Unebenheit unter den Kufen wahrnehmen; schließlich konnte ich nicht mehr unterscheiden, ob ich die Spur oder eine vom Wind aufgewühlte Schneefurche vor mir hatte. Die Augen wurden bald so müde, daß sie die unaufhörlich unter den Kufen dahingleitende Schneefläche nicht weiter verfolgen konnten, und ich begann geradeaus zu schauen. Den dritten Werstpfahl sahen wir noch, doch den vierten konnten wir unmöglich finden; wir fuhren wie vorhin bald mit dem Wind, bald gegen den Wind, bald nach rechts, bald nach links, und waren schließlich soweit, daß der Kutscher behauptete, wir seien vom richtigen Wege nach rechts abgeschweift, ich erklärte, nach links, und Aljoschka meinte, daß wir überhaupt zurückfahren. Wir blieben wieder einige Male stehen. Der Kutscher streckte seine großen Beine aus dem Schlitten heraus und machte sich auf die Suche nach dem Wege; doch alles war umsonst. Ich stieg auch einmal aus, um festzustellen, ob dort, wo es mir schien, nicht doch der Weg liege; aber kaum war ich mit großer Mühe etwa sechs Schritt gegen den Wind gegangen und hatte mich überzeugt, daß überall die gleiche eintönige, weite Schneefläche lag und daß der Weg nur in meiner Einbildung existierte, als ich plötzlich den Schlitten aus den Augen verlor. Ich schrie: „Kutscher! Aljoschka!" Doch ich fühlte, wie der Wind mir meine Stimme direkt vom Munde wegriß und sie in einem Augenblick weit von mir davontrug. Ich ging zur Stelle, wo erst eben der Schlitten gestanden hatte, doch der Schlitten stand nicht mehr da; ich ging nach rechts und fand ihn wieder nicht. Ich schäme mich noch heute, wenn ich daran denke, wie durchdringend, laut, beinahe verzweifelt ich dann geschrien habe: „Kutscher!" während er zwei Schritt von mir stand. Seine dunkle Gestalt mit der Peitsche in der Hand und der auf die Seite gerutschten großen Mütze war ganz plötzlich vor mir aufgetaucht. Er geleitete mich zum Schlitten.

„Es war noch ein Glück, daß es warm ist", sagte er mir. „Wenn ein richtiger Frost kommt, sind wir verloren! . . . Gütiger Gott im Himmel!"

„Laß die Zügel los, mögen uns die Pferde wieder zurückführen," sagte ich, nachdem ich wieder im Schlitten Platz genommen. „Werden sie uns auch zurückführen? Was meinst du, Kutscher?" „Sie müssen es wohl."

Er ließ die Zügel locker, hieb das Gabelpferd einige Male mit der Peitsche auf den Rücken, und wir fuhren wieder irgendwohin. Wir fuhren etwa eine halbe Stunde. Plötzlich erklang vor uns wieder das mir bekannte Liebhabergeläute, daneben bimmelten noch zwei andere Glocken; jetzt kamen sie uns aber entgegen. Es waren die gleichen drei Troikas, die ihre Post bereits abgeliefert hatten und nun mit den Retourpferden, die hinten angebunden waren, auf ihre Station zurückkehrten. Die mit kräftigen großen Pferden bespannte Kurier-Troika mit dem Liebhaber-Geläute fuhr schnell vor den anderen her. Auf dem Bocke saß ein Fuhrknecht und trieb die Pferde mit lautem Schreien an. In den beiden anderen Schlitten saßen je zwei Fuhrknechte; ich hörte sie laut und lustig miteinander sprechen. Einer von ihnen rauchte eine Pfeife; ein Funke, der im Winde aufflog, beleuchtete einen Teil seines Gesichts.

Als ich sie sah, schämte ich mich, daß ich vorhin gefürchtet hatte, weiterzufahren. Auch mein Kutscher empfand wohl das gleiche Gefühl. Daher sagten wir wie aus einem Munde: „Wir wollen ihnen nachfahren!"

III

Bevor noch die letzte Troika an uns vorbeigefahren war, begann mein Kutscher seinen Schlitten umzuwenden; er machte es sehr ungeschickt und geriet mit der Femerstange mitten in die hinter den Troikas angebundenen Pferde. Ein Dreigespann scheute, riß sich los und lief davon.

„Du schieläugiger Teufel! Siehst gar nicht, wohin du wendest: mitten in die Leute hinein! Daß dich der Henker!" schimpfte mit heiserer, zitternder Stimme einer der Fuhrknechte, ein kleiner alter Mann, soviel ich nach seiner Stimme und Gestalt schließen konnte, der in der letzten Troika saß; er sprang rasch aus seinem Schlitten und lief den Pferden nach, wobei er fortfuhr, roh und derb auf meinen Kutscher zu schimpfen.

Die Pferde ließen sich aber nicht einfangen. Der Fuhrknecht lief ihnen nach, und in einem Augenblick waren Pferde und Fuhrknecht im weißen Nebel des Schneesturms verschwunden.

„Wassili! bring den Falben her! Ich kann sie sonst gar nicht einfangen", hörte man seine Stimme.

Einer von den Fuhrknechten, ein auffallend großer Kerl, sprang aus seinem Schlitten, band schweigend sein Dreigespann los, stieg, sich am Geschirr festhaltend, auf eines der Pferde, sprengte über den knirschenden Schnee in kurzem Galopp davon und verschwand in der gleichen Richtung.

Wir fuhren aber mit den beiden anderen Troikas dem Kurierschlitten nach, der mit Schellengeläute in vollem Trab vorauslief.

„Der glaubt wohl, daß er sie einfängt!" sagte mein Kutscher von dem, der den Pferden nachgeeilt war. „Wenn das Pferd nicht sofort zu den anderen Pferden gegangen ist, so ist es ein übermütiges Pferd; es kann den Mann soweit forttragen, daß er keinen Weg mehr zurückfindet."

Als mein Fuhrknecht nun hinter den andern fuhr, schien er auf einmal lustiger und gesprächiger, was ich, da ich noch nicht schlafen wollte, selbstverständlich gehörig ausnützte. Ich begann ihn auszufragen, woher er stamme, und wer er sei. Ich erfuhr von ihm, daß er mein Landsmann aus der Gegend von Tula war, ein leibeigener Bauer aus dem Kirchdorfe Kirpitschnoje; sie hätten dort wenig Land, die Ernte sei aber seit der Cholera fortwährend schlecht: sie seien zwei Brüder zu Hause, während der dritte beim Militär diene; sie könnten heuer mit dem Brot bis Weihnachten nicht mehr auskommen und müßten daher sich nach Verdienst umsehen, der jüngere Bruder sei der Herr im Hause, weil er Familie habe; er selbst sei Witwer; aus seinem Dorfe ginge jeden Winter eine Art von Fuhrknechten in

diese Gegend; er selbst sei zwar noch nie Fuhrknecht gewesen, habe aber doch den Dienst bei der Post angenommen, um den Bruder unterstützen zu können; hier bekomme er, Gott sei Dank, hundertzwanzig Rubel jährlich, von denen er hundert nach Hause schicke; das Leben hier sei sonst ganz gut, „wenn die Kuriere nur nicht so wild wären und das Volk nicht so fürchterlich fluchte".

„Warum hat nur dieser Fuhrknecht so furchtbar geflucht? Mein Gott! Habe ich denn absichtlich die Pferde losgerissen? Will ich denn jemand etwas Böses? Und warum ist er ihnen nachgesprungen? Sie wären auch von selbst zurückgekommen; so wird er umsonst die Pferde abhetzen und auch selbst zugrunde gehen", sagte der gottesfürchtige Bauer.

„Was ist das Schwarze dort?" fragte ich, als ich einige dunkle Silhouetten vor uns sah.

„Es ist ein Zug von Lastwagen. — Das ist wirklich ein angenehmes Fahren!" fügte er hinzu, als wir die riesengroßen, mit Bastmatten bedeckten Wagen, die einer hinter dem anderen daherrollten eingeholt hatten. „Schauen Sie nur hin, kein Mensch ist zu sehen, alle schlafen. Die klugen Pferde kennen selbst den Weg und lassen sich davon nicht abbringen . . . Auch ich bin früher einmal mit solchen Lastfuhren gefahren", sagte er nach einer Pause, „daher kenne ich es."

Die riesengroßen Wagen, die von den Rädern bis zu den Bastmatten hinauf mit Schnee bedeckt waren und sich ganz von selbst fortzubewegen schienen, boten wirklich einen seltsamen Anblick. Erst als unsere Schellen dicht neben den Wagen erklangen, hob sich im vordersten Winkel etwa zwei Meter hoch die schneeverwehte Matte, und eine Mütze lugte für einen Augenblick heraus. Ein großer scheckiger Gaul mit gestrecktem Hals und gespanntem Rücken schritt gleichmäßig über den gänzlich verwehten Weg; er schaukelte im Takt seinen zottigen Kopf unter dem schneebedeckten Krummholz und spitzte, als wir ihn einholten, das eine verschneite Ohr.

Nach einer weiteren halben Stunde wandte sich der Fuhrknecht wieder zu mir:

„Was glauben Sie, Herr, fahren wir recht?"

„Ich weiß es nicht", antwortete ich.

„Der Wind kam früher von dort her und jetzt fahren wir mit dem Wind. Nein, wir fahren sicher falsch. Wir haben uns wieder verirrt", schloß er mit großer Ruhe.

Obwohl er eigentlich recht feige war, hatte er sich, wie ich sah, vollkommen beruhigt, seit wir in Gesellschaft fuhren und er nicht mehr die Führung und die Verantwortung hatte: Gemeinsames Unglück läßt sich eben leichter ertragen. Er machte kaltblütig Bemerkungen über die Fehler des Fuhrknechtes, der vorne fuhr, als ob ihn das Ganze nicht im geringsten anginge. Ich merkte auch wirklich, daß die vordere Troika uns bald die linke und bald die rechte Seite zukehrte; ich hatte den Eindruck, als ob wir auf einer sehr kleinen Fläche immer im Kreise herumfahren. Es konnte übrigens auch eine Sinnestäuschung sein, wie es mir zuweilen auch vorkam, daß die erste Troika bald bergauf und bald bergab fahre, während die Steppe von allen Seiten vollkommen eben war.

Nachdem wir noch einige Zeit so gefahren waren, glaubte ich fern am Horizont einen langen, schwarzen beweglichen Streifen zu sehen; doch schon im nächsten Augenblick wurde es mir klar, daß es dieselben Lastfuhren waren, die wir schon einmal überholt hatten. Die knarrenden Räder, von denen sich einige gar nicht mehr drehten, waren ganz wie vorhin von Schnee bedeckt; die Leute schliefen noch immer unter den Bastmatten, und das scheckige Pferd vor der ersten Fuhre blähte wie vorhin die Nüstern, beschnüffelte den Weg und spitzte die Ohren.

„Nun sehen Sie es selbst: Wir haben uns solange gedreht, bis wir wieder zu denselben Lastfuhren zurückgekommen sind!" sagte mein Fuhrknecht ärgerlich. Die Kurierpferde sind kräftig und können etwas vertragen; daher kann er sie auch so abhetzen; wenn wir aber auch so die ganze Nacht herumfahren wollten, würden unsere Pferde bald stehenbleiben."

Er hüstelte.

„Wollen wir doch lieber umkehren, Herr, damit es kein Unglück gibt?"

„Warum? Wir werden doch irgendwohin kommen."

„Wohin können wir kommen? Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, als in der Steppe zu übernachten. Wie es nur stürmt . . . Herrgott im Himmel!" (Fortsetzung folgt.)

Weihnacht in der Stihütte.

RDV. Es sind ihrer sieben, die im Nebel des frühen Nachmittags auf einem kleinen Bahnhof im Gebirge den Zug verlassen haben. Gleich vor dem Zaun draußen nehmen sie die Bretter unter die Füße. Viel neuer Schnee ist heruntergekommen in der letzten Nacht. Nun hängt die Nebeldecke so tief, daß die Kirchturmspitze darin verschwindet.

Beim letzten Bauern im Dorf leihen sich die Skifahrer eine Schaufel, — vielleicht muß die Hütte ausgegraben werden. Ein Stück bergan geht es durch dichten Wald. Tiefverschneit stehen die Tannen. Die kleinen Bäume sind ganz unterm Schnee verschwunden. Sie sehen aus wie Heinzelmännchen mit spitzen weißen Mützen. Am Wildgatter hat der Rauhreif wunderbare Gebilde gezaubert. Es ist schon dämmrig im Wald, aber die Schneekristalle leuchten. Dem alten Förster hängen sie wie weiße Stacheln im Bart. Er hat Schneereifen unter den Füßen und stapft mit einem Heubündel durch das dichte Gehölz. Sein Wild muß er versorgen. Weil's die Christnacht ist, tut er einen Arm voll Heu mehr in die Futterraufen.

Oben, wo der Wald licht wird, gibt es eine kurze Rast. Die Rucksäcke sind unheimlich schwer. Da stehen die sieben an der Nebelgrenze. Ein paar Minuten ist es wie weiße Watte um jeden. Dann sinkt ein Vorhang, und ein überirdisches Leuchten fällt vom Himmel. Unten brodelt ein grauweißes Meer, aber oben steht ein tiefblauer Himmel wie eine Glocke über den Bergen. Eine glashelle Stunde zwischen Nachmittag und Abend läßt die Firnen leuchten.

„Jetzt brennen in der Stadt drunten schon die Lichter", sagt einer und deutet auf die Nebelwand. Sie schlurfen weiter auf ihren langen Brettern. Die drei Mädel sind vorneweg, aber am nächsten Steilhang lassen sie einen der Burschen vor zum Spuren. Wieder ein Stück Wald mit silbernem Zwielicht. Wie Gnomen im Tann, so ziehen die schwerbepackten Gestalten in der Spur bergauf. Und wieder eine Höhe in hellerem Licht, das immer blauer wird. Wenige Worte werden gewechselt. Einzig der schlürfende Ton der gleitenden Felle unter den Brettern durchbricht die Stille.

Einer einsamen Tanne ist die Schneelast zu schwer geworden; stäubend und glitzernd gleitet der Schnee zur Erde. Nun ist der Paß erreicht. Drüben liegt die Hütte, nur das Dach ist zu sehen. Vor der Tür liegt eine Wächte. Halb verweht sind die Fensterladen. Gut, daß sie an die Schaufel gedacht haben!

Die Burschen graben einen schmalen Gang zur Hüttentür. Derweil sinkt oben die Nacht über die Berge. Von den Firnen kommt ein neuer Schein; die Mondsichel hängt gelb im verblassenden Schneelicht, ein paar große Sterne tanzen überm gleißenden Grat.

Die Tür ist frei, sie knarrt in den Angeln. Drinnen in der Hütte wird die Lampe entzündet. Jeder kennt seine Arbeit. Die Mädel machen ein Feuer an. Einer stopft vor der Hütte den großen Teekessel voll Schnee, ein anderer trägt Scheite aus der Holzlege hinein. Die Skier werden versorgt, die Felle aufgehängt. In den Herrgottswinkel kommen ein paar neue duftende Tannenzweige, und bald beginnt die Hüttenweihnacht ihre Zauber zu spinnen.

Der Martl, der seit dem Sommer ein junger Ehemann ist, hat seinen Wolljanker vergessen. Frierend sitzt er im großkarierten Skihemd am Ofen und schaut seine hübsche Frau an. Die schimpft ihn recht aus ob seiner Vergeßlichkeit — und ist doch selig; denn drüben im Rucksack liegt als Weihnachtsüberraschung ein wunderbarer Steppjanker für ihn, hergestellt in vielen fleißigen Stunden zwischen Kochen und Hausarbeit. Der Franzl greift den Wassereimer und will sehen, ob die Quelle in der Mulde zugefroren ist. Aber draußen vor der Hütte streift er von einem Tannenbäumchen den dicksten Schnee herunter und steckt Kerzen auf die Äste. Die Anni mustert besorgt ihre abgefahrenen Seehundsfelle, und darüber ist der Toni wiederum begeistert; denn in seinem Rucksack stecken, rosarot eingehüllt, die neuen Felle als Weihnachtsgabe . . .

In der Ecke lehnt der Kaspar und spielt auf der Mundharmonika. Die Annemirl stimmt die Gitarre dazu. Sie singen leise ein Krippenlied. Da macht der Franzl die Hüttentür weit auf. Draußen steht das Bäumchen im Glanz seiner Lichter. Wie sie hinaustreten in den Schnee und in die Stille der Winternacht, sind sie wie die Kinder, stumm und ergriffen. An manchen Hängen blitzen Feuerräder auf. Aus dem Tal, ganz fern, durch die Nebeldecke, tönt Glockenläuten. Es ist eine stille, eine heilige Nacht da droben am Berg.

Später sitzen sie in der warmen Hütte und bewundern ihre Geschenke. Der Teekessel summt. Ein kleines festliches Mahl bringt frohe Stimmung. Ein Bergwind faucht im Kamin. Sie rücken zusammen und geben acht, daß keiner den Kopf zum Fenster dreht. Es sind die Vorreiter vom Wilden Jäger, die übers Dach brausen; denn nun brechen die Rauhnächte an, und die Wilde Jagd geht auf.

Der Glühwein dampft. Sie sitzen und reden von Bergfahrten, von Sonne und Schneesturm, von Gipfeln und Graten und von traulichen Hütten. Von einem reden sie nicht: von ihrer schönen, treuen Kameradschaft. Aber im Herzen sind sie voll Frieden und Glück.

Käthe Brandel-Elschner.

Glocken.

Eine Weihnachtsgeschichte von *Alfred Richter*.

Die Bäume der Villenvorstadtstraßen hatten dicke Mützen von Schnee auf, und unaufhörlich sank es flockig hernieder aus einem unbewegten Himmel. Man dachte nicht an Kälte, wenn man diesen gemütlichen Schnee sah. Vielleicht lag das an dem Lichtschein über der Stadt, der das Firmament rot und gelb färbte, und die hell erleuchteten Fensterpunkte ferner Türme blinzelten wie Sterne. Die nahe St. Annenkirche, die sonst um diese Zeit düster schlief, jagte förmlich frohes, warmes Licht aus ihren Bogenfenstern über die Häuser, daß der Schnee auf den Dächern im leisen Zittern der Strahlen sich froh zu tummeln schien — wie ein Heer emsig lustiger kleiner Lebewesen. Es war, als ob da draußen alles vor Wohlsein, Frohsein und Erwartung bebte.

In diesem Augenblick schwebte fernes Geläute herüber, kroch herein und sang sich in die Ohren der einsamen Frau. Dann fiel auch noch das volle Geläute der St. Annenkirche ein, nah, laut und eindringlich. „Das geschieht mir recht", dachte die Künstlerin, „das habe ich von der Dickköpfigkeit, den Weihnachtsabend durchaus allein verbringen zu wollen. Darum habe ich alle Einladungen ausgeschlagen? Nun kommt die Vergangenheit anspaziert." Sie wurde unwillig, aber die gleichmäßigen Glockenschläge der Kirchen gaben den Marschrhythmus an für die Parade des Gewesenen und zertrümmerten zugleich den Widerstand der Künstlerin gegen diese Gesichte, die da emportauchten. Kam nicht die Mutter sachte herein wie damals, damals zu Hause? Kleine Geschenke trug sie in harter Hand, und der Mund lächelte so verlegen, als bäte die alte Frau wegen der Bescheidenheit ihrer Gaben um Entschuldigung . . . Plötzlich stand der Vater daneben . . . Und war da nicht auch noch der frische Junge, feindlich, trotzig; seinetwegen war der Streit entstanden, Streit mit den Eltern. — Streit mit den Eltern — eine sehr bittere Erinnerung?

Ach, aber man war doch auch gut gewesen, man hatte sich einmal geschämt über die erste Kindeslüge, und welche Scheu nach der ersten heimlichen Zusammenkunft mit dem Geliebten, während zu Hause die Alten vertrauend saßen und über die Zukunft der Kinder sprachen. Schmerzlich schön waren diese kleinen Dinge in der Erinnerung. Viel Wuchtigeres der späteren Jahre hatte man längst vergessen.

Nein. Nicht vergessen. Nicht alles vergessen. Alles nicht . . . Lag da nicht wieder jener Brief des jungen Arztes, der sie ehrlich zu lieben vorgab und der ihr so harte Dinge sagte? Als ein Fremder noch dazu? Den Brief hatte sie gleich zerrissen, doch sie wußte noch genau, was in ihm gestanden hatte: Die Welt des Scheins verlassen und wieder natürlicher, einfacher Mensch werden, wie ein Kind von vorn anfangen, einmal nicht an Glanz und Ruhm mehr denken. Es ist so furchtbar für den Mann, eine geliebte Frau nur von Luxus, Rekorden, Triumphen und Überspanntheiten reden zu hören.

Warum drängte sich just ener Brief jetzt auf? Wer war es, der sie so aus dem Dunkel der Vergangenheit bedrohte?

„Ich bin schrecklich nervös!" dachte die Künstlerin erregt, eilte nach dem Licht und schaltete es an. Sie fürchtete sich auf einmal vor sich selber. Mit Herzklopfen warf sie einen Mantel über und eilte so sehr, das Haus zu verlassen, daß sie stolperte.

Auf der Straße hastete sie dahin und suchte Menschen. Das Geläute, das von neuem voll eingesetzt hatte, lenkte sie. Aus den weitgeöffneten Türen des Gotteshauses fiel helles Licht in die weite Straße. Menschen, die sich gegen die Kälte vermummt hatten, strömten hinein. Wenn sie durch die breite Lichtflut schritten, sah man auf ihren Gesichtern den Glanz innerer Stille. Dieser Ausdruck in den Mienen der Gläubigen erschreckte die einsame Frau, und ihr Fuß stockte. Orgelspiel begann jäh und mischte sich mit den Tönen der vielen Glocken zu einem harmonischen Brausen, das beglückte und verwirrte. Wie ein Kind mit großen Augen stand die Einsame. Menschen streiften sie, ohne sie anzusehen. Sie waren ganz in sich versunken. Sie beeilten die letzten Schritte, um in die Schar der vielen einzutauchen und mit ihnen in dem Geheimnis der Weihenacht zu versinken. — Diesen allen fühlte sich die Aufgerührte jetzt im Wege, stieß versehentlich an eine vorübergehende Frau und redete einige Worte der Entschuldigung an sie hin. Aber nicht einmal eine Antwort gab man ihr. Sie störte. Sie, die Gefeierte, war hier nichts, wurde nicht beachtet, war vielleicht sogar unwillkommen, als wittere man ihre Weltlichkeit. Während sie noch stand und mit einem Entschluß rang, wurden die Türen geschlossen und trennten Licht und vollen Klang von der Entmutigten ab. Das Brausen der Orgel war zu einem singenden Murmeln geworden, wie vertrauliche Mitteilung unter einem Kreis Auserlesener . . .

Die da verlassen stand, fühlte die aufgeregten Schläge ihres Herzens. Wie? Sollte sie eine Ausgestoßene sein an diesem Abend, der dem Frieden und dem Beglücktsein geweiht war? — Ohne Besinnen eilte sie nach Hause, eine Tracht Geschenke, für sie selber abgegeben, aufzuraffen und damit auf die Straße zu eilen.

Wahrhaftig, dort stand schon ein bis an die Nasenspitze eingehüllter Mann, dem gewiß kein Baum in warmer Stube brannte. Wie er der im tiefen Schnee lautlos nahenden Frau gewahr wurde, stampfte er die Batzen von den Schuhen und wandte sich sofort zum Gehen. Sie aber folgte ihm ohne weitere Überlegung, entschlossen, nicht ohne Gabe ihn zu lassen.

Der Mensch bemerkte kaum, daß sie ihm nachsetzte, als er seine Schritte beschleunigte. Doch sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn zu beschenken, und holte ihn mit ein paar Sprungschritten ein.

Der Mann blieb stehen, und plötzlich veränderte sich seine ganze Haltung. Aus der Vermummung schüttelte sich herrisch ein männliches Gesicht, er faßte sie fest ins Auge, und da traf sie nun freilich ihr Name, den er nannte, wiederum wie Glockenton — — er war es. Er, der Arzt . . .

Ja, er gab es zu, wie ein verliebter Schüler hatte er unter ihrem Fenster gestanden, dabei sicher glaubend und doch das Gegenteil hoffend — —

„Was hofften Sie denn? Oder fürchteten es zugleich?"

„Daß Sie ja doch nicht da wären. An solchem Abend! Da sind doch nur Menschen allein, die ganz verlassen sind oder die — —"

„Oder die?"

Er atmete tief. „Oder die so reich sind, in ihrer Seele, in ihrem Herzen so reich, daß sie Gesellschaft eben nicht brauchen."

Sie widersprach. Das wäre ganz falsch. Gerade innerlich reiche Menschen wollten, mußten in einer solchen Feierstunde . . .

Er unterbrach sie fast rauh. Ob es denn für sie eine Feierstunde, wirklich eine Feierstunde sei?

Da begann sie, das große Vertrauen zu fassen, das alles entscheidet, und sie berichtete ihm, so gut oder schlecht ein Mensch über ein solches Erlebnis reden kann, wie die Glocken von St. Annen, nein, die anderen — wie alle Glocken dieses Abends über sie gekommen seien — diesen sonderbaren Ausdruck gebrauchte sie, gerade, als ob die Glocken sie überfallen hätten, und sie sprach unsicher weiter, und so schritten sie dahin.

Sie schritten dahin — sie schritten dahin, schritten dahin. Melodien waren um sie, waren in ihnen. Es sang und klang und klang und sang.

Durch den Schnee, in den Winterabend hinein, in das Undeutliche, in das Rätselvolle, in das Geheimnis, das um jegliches Künftige in aller liebenden Menschen Leben ist, in ihrer Herzen feierliche Stunde hinein schritten sie.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.